

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Sibylle Tamin**

**Nachmittage mit Mördern**

10 wahre Tätergeschichten

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

# INHALT

1. PFLAUMENMUS 11
2. PLÄNE 54
3. PÜPPI 83
4. FAHRTKOSTEN 109
5. LIEBESGEFLÜSTER 132
6. FEIGLING 157
7. QUITTUNG 184
8. WAHNSINNIG VERLIEBT 217
9. WAHRHEIT 249
10. FREUNDSCHAFT 284
- NACHWORT 319

*Mir wurde klar, dass ich das Gleichgewicht des Tages zerstört hatte, die außergewöhnliche Stille eines Strandes, an dem ich glücklich gewesen war. Da hab ich noch viermal auf seinen leblosen Körper geschossen (...)*

Albert Camus, Der Fremde

# 1

## PFLAUMENMUS

Kurz nach Weihnachten trat ich zum letzten Mal hinaus durch das stählerne Tor und sah zu, wie der Beamte den doppelbärtigen Schlüssel ins Schloss des nächsten schob, ein mit Rosetten und vergoldeten Blattranken versehenes herrschaftliches Tor, als läge dahinter ein Gutshaus. Dahinter lag ein grauer Hof, den nur Wachleute betreten durften und Häftlinge, die entlassen wurden.

Langfeld würde noch mindestens fünfzehn Jahre warten müssen, um da hinaus in ein anderes Leben gehen zu können. Ich beschloss, ihn nicht mehr zu besuchen.

»Det is Herr Langfeld«, hatte der Beamte beim ersten Treffen gesagt und dem Mann eine Hand auf die Schulter gelegt, behütend, wie es ein Lehrer mitunter bei einem neuen Schüler tut. Langfeld war am massigen Beamten vorbei in die Besucherzelle getreten und hatte sich mit einem Nicken wortlos an den Tisch gesetzt. Kaum war die Tür geschlossen, hatte er zu sprechen begonnen, schnell und atemlos.

»Sie kennen vielleicht die Geschichte, an deren Ende die 42 steht? Nein? Nach einem jahrelangen Rechenvorgang spuckt der größte existierende Rechner die Formel der Welt aus: 42. Diese ironische Entlarvung wissenschaftlicher Hybris mit Hilfe einer einzigen Zahl – das ist doch nicht zu toppen, oder?«

Langfeld mied den Blickkontakt, saß seitlich auf dem Stuhl und sprach zur Wand.

»Ich hab schon immer gern mit Zahlen gearbeitet und denke meist in Zahlen. Man bekommt klare Aussagen. Mit Worten hingegen ist das so eine Sache, und Missverständnisse kommen gratis.«

Er drehte den Kopf und schaute durch die randlose Brille her, zeigte sein schmales Gesicht mit der langen Nase, die, wie jetzt zu sehen war, sich leicht nach vorn verdickte und diesem strengen Blick etwas Uernstes gab.

»Ach Worte –«, sagte er und atmete aus, »ich bin Buchhalter. Wenn ich damals klug gewesen wäre, hätte ich den Ermittlern eine andere Geschichte erzählt. Und ein guter Anwalt hätte die Dinge juristisch plausibel gemacht. Fast aus jedem Mord lässt sich ein Totschlag machen. Wussten Sie das? Aber ich, wie ein Idiot, erzähle genau die Wahrheit. Und mit der Wahrheit hab ich mich reingeritten. Ich hab mich mit der Wahrheit unverdient ins Lebenslängliche gebracht.«

Langfeld stand auf, groß, schlank, sportlich, in schwarzen Jeans und schwarzem Sweatshirt, und trat ans Fenster. Im Hof leuchtete ein kleiner Weihnachtsbaum.

»Weihnachten im Knast. – Am 1. Feiertag gibt's Gänsekeule mit Rotkohl und Klößen, dann kann man in den Gottesdienst gehen und danach ist Einschluss. Da fragt mein Sozialarbeiter gestern: Was hat Weihnachten mit dir gemacht, und ich sage: ›Gar nichts, ich bin froh, dass es vorbei ist.‹ Auch an Weih-

nachten gehen hier keine Wünsche in Erfüllung. Man versucht möglichst emotionslos durch die Feiertage zu kommen. Viel Schlafen hilft, wenn man's kann. Aber tatsächlich ist Weihnachten furchtbar.«

Er stand am Fenster, übermäßig aufgerichtet, als wolle er gleich salutieren. Seine Bewegungen waren kantig, und er sprach wie mit zusammengebißenen Zähnen.

»Wir haben es uns immer schön gemacht an Weihnachten. Daran versuche ich möglichst nicht zu denken. Die meisten hier behaupten zwar, Weihnachten gehe ihnen am Arsch vorbei, aber dann sitzen sie auf ihrem Bett und heulen. Und Silvester ist wieder so ein schwieriger Tag. Man wird in alte Gefühle hineingezogen, in das, was schön war, und was man sich selbst kaputtgemacht hat. Ich hab von meinem Zellenfenster aus einen exzellenten Blick. Ein Himmel voller Feuerwerk. Aber auf was für eine Zukunft soll ich mich freuen?«

Er drehte sich her, blass vor Anspannung und mit mahlen- den Kiefermuskeln.

»Es ist gut, dass die Feste jetzt vorbei sind, und ich wieder arbeiten kann.«

Er schwieg und schaute hinaus in die beginnende Dämmerung.

»Vor fünf Jahren hab ich Weihnachten und Silvester in Innsbruck verbracht. In der U-Haft. Da hab ich keinen einzigen vernünftigen Gedanken fassen können. Man hofft nur, dass es endlich vorbei ist. Keine Fragen mehr. Ruhe. Die andern Insassen in der U-Haft haben sich fair verhalten. Teilweise ist da sogar Solidarität entstanden. Sie gaben mir Kaffee und Briefmarken, und der Schwerkriminelle gab Käse, Wurst und Marmelade. Ja, das gibt es auch im Gefängnis, Mitmenschlichkeit. Sie sagten: ›Gib's mir wieder, wenn du's hast.‹ Ich hab gestaunt.«

Langfeld blieb am Fenster stehen und zeigte hinaus auf den Hof. »Der Freizeitpark dort ist 100 auf 80 und immerhin grün.« Gelbe und braune Blätter flogen durch die Luft. »Das sind keine Blätter«, sagte er, »das ist Brot. Hier fliegt alles zum Fenster raus, nicht nur Brot, auch Verpackung, Taschentücher, Obst – alles, was nicht gefällt, wird von den Gefangenen rausgeschmissen. Der Hof ist ihr Mülleimer. Viele regt das auf, aber kein Beamter klemmt sich dahinter. Sie sagen, Haus 2 und 3 seien schon immer Schweinehäuser gewesen. Und das ist alles. Statt mit Disziplinarmaßnahmen zu reagieren, zucken sie bloß die Schultern. Der Dreck ist hier überall. Auch auf den Gängen. Jeden Vormittag machen die Hausarbeiter sauber, aber gleich ist's wieder vollgemüllt. Das ist eklig«, sagte Langfeld und schüttelte den Kopf. »Aber das ist das kleinste Übel hier.«

Er schwieg, und es schien, als hielte er den Atem an, so bewegungslos stand er da am Fenster. Gedämpft drangen die Stimmen der Häftlinge herein, die sich noch bis zum Ein- schluss im Gebäude bewegen durften.

Es war eine ehemalige Zelle in Haus zwei, die als Gesprächs- raum eingerichtet worden war, mit Tisch und drei Stühlen und einer Türklinke, die es sonst nicht gab. Vor der Tür in einem Glaskasten saß ein Beamter mit dem Ausblick auf die dreistöckigen umlaufenden Galerien bis hinab ins Erdgeschoss. Die hallenden Stimmen, die Galerien, der Wächter in seinem Ausguck – fast wie in einem altertümlichen Schwimmbad.

»Lebenslänglich«, sagte Langfeld. »Es gibt, wie Sie vielleicht wissen, ein gutes und ein böses Lebenslänglich. Beim guten ist das Strafmaß auf fünfzehn Jahre festgelegt, und es ist nicht ausgeschlossen, dass man bereits nach zehn Jahren in den offenen Vollzug kommen kann. Das böse wird verhängt bei

besonderer Schwere der Schuld. Hier fallen mindestens zwanzig Jahre Haft an, ehe man in den offenen Vollzug kommt, und eine Zweidrittelregelung ist nicht vorgesehen.«

Er atmete tief ein und aus.

»Das ist mein Lebenslänglich.«

Es war kalt in diesem Besuchsraum, und Langfeld hielt die Hand an den eisernen Fensterrahmen. »In unseren Zellen sind neue dämmende Fenster eingebaut. Früher muss es im Winter hier eisig gewesen sein.« Und während er hinauschaute in den trüben Winternachmittag, fuhr er fort auf diese gehetzte Weise zu sprechen, als müsse er die letzte Chance nutzen, jetzt, in dieser Stunde all das mitzuteilen, was sich seit Jahren angestaut hatte.

»Wer als normaler Mensch mit einem bürgerlichen Vorleben ins Gefängnis geworfen wird, muss sehen, dass er sich möglichst schnell zurechtfindet. Er muss sich anpassen. Die Anpassung ist seine Überlebenschance.«

Sein Vater sei besorgt gewesen. Er habe gewalttätige Übergriffe auf den Sohn befürchtet. »Ich sagte, mach dir keine Sorgen, ich komm schon zurecht.« Und tatsächlich müsse man nur einige Regeln beachten, um in Ruhe gelassen zu werden.

Das oberste Gebot sei: »Du sollst schweigen.« Nichts, kein Wort von den Vorgängen zwischen den Häftlingen, dürfe zu den Beamten dringen. Wer das nicht beherzigte, dem würden allerdings schnell andere Seiten gezeigt. »Und die«, sagte Langfeld, »die – wie soll ich sagen – können äußerst unangenehm sein.«

Es habe zum Beispiel einen Vorfall mit heißem Öl gegeben, in das die empfindlichsten Teile eines Mithäftlings getaucht worden waren. Der Mann war lebensgefährlich verletzt worden, und der Täter hatte einen Nachschlag auf seine Strafe erhalten. Aber solche Geschichten seien selten geworden.

Mittlerweile hätten sie hier alle Einzelzellen. Da könne man sich aus dem Weg gehen. Ohnehin seien Gewaltverbrecher von Sexualverbrechern getrennt. Die Kifis würden sonst schnell dezimiert, sagte Langfeld. Neulich habe ein Häftling am Arbeitsplatz geäußert, mit einem Kinderficker zusammen würde er niemals arbeiten, und ein anderer habe zum Beamten gesagt: »So einer hat nichts neben mir in der Dusche zu suchen.« Tatsächlich nähme man im Knast auf diese Aversionen Rücksicht. Und so könne man an Zellentüren Schilder finden nicht nur mit »Sonderkost« und »Einzelfreistunde«, sondern auch mit »Einzeldusche«.

»Meine Zelle inklusive Toilette und Waschbecken hat ungefähr 7,9 m<sup>2</sup>, eher gegen sieben. In dem jetzt geschlossenen Haus 1 gab es Zellen, die waren nur 5,6 m<sup>2</sup>. Also, das können Sie sich vielleicht gar nicht vorstellen.«

Langfeld streckte die Arme aus und zeigte, wie klein so eine Zelle war und wie dagegen seine eigene Zellengröße sei und wie die Möbel standen, Schrank, Tisch, Stuhl, Waschbecken, die Höhe der Decke, die Breite des Fensters. »Circa 90 Zentimeter«, sagte er, »und es schließt richtig.«

Während er sprach, hatte es zu schneien begonnen, und eine weiße Decke legte sich auf die Marmelade- und Gurkengläser, die Margarineschachteln und Packungen mit Aufschnitt und Käse, die aufgereiht vor den Gittern der Zellenfenster auf dem Mauervorsprung lagerten.

»Jeden Tag ist da unten auf dem Hof Freistunde. Sie ist Pflicht und hat mit Freiheit nichts zu tun. Sie werden wie eine Schulklasse hinausgeführt und haben täglich eine Stunde im Freien zu verbringen. Und wenn es nach einer halben Stunde regnet, dann stehn Sie eben im Regen. Ja, ungelogen. Der Freistunde können Sie sich nur entziehen, wenn Sie krank sind oder gegen die Regeln verstoßen haben. In dem Fall kommen



Sie in den Bunker. Das heißt Einzelhaft. Der Einkauf wird gestrichen, Sie haben keinen Fernseher mehr und als Bett ein Steinpodest mit Matratze. Nun, die Beamten brauchen hier eben auch Druckmittel, um die Kontrolle zu behalten.«

Langfeld drehte sich mit einem Ruck um.

»Gott sei Dank«, sagte er und machte ein Gesicht, als hätte er Zahnschmerzen. Gott sei Dank hätte er noch Kontakte nach draußen. Die Sportskameraden, die Kollegen, die Chefin und der Vater. Alle hätten ihn mal besucht. Und als der Sohn das erste Mal kam, aßen sie gemeinsam Pizza, die er, Langfeld, in der Knastküche gebacken hatte. »Pizza Salami, das isst Kai so gern.« Und mit am Tisch sei auch die Therapeutin gesessen, und alle hätten sich ganz nett unterhalten, sagte Langfeld. »Das heißt, können Sie sich das vorstellen: Wir haben da gesessen im Knast bei Pizza und Kuchen, und mein Sohn erzählt mir fröhlich, was er so alles erlebt hat. Er ist jetzt in der Ausbildung und wird Kfz-Mechatroniker.«

Er habe seinem Sohn bereits mündlich und schriftlich angeboten, mal tiefer einzusteigen in die Geschichte. Aber die Therapeutin habe abgewinkt. Er wird wahrscheinlich noch nicht so weit sein, habe sie gesagt. Er habe ihm trotzdem einen Brief geschrieben.

»Ich wollte versuchen, ihm mal einiges zu erklären. Wie es zu dem Ganzen gekommen ist«, sagte Langfeld. »Das lese ich Ihnen später mal vor.«

Die Knastsirene schrie wie zum Weltuntergang. Täglich um diese Zeit käme dieses furchtbare Schrilla, der Befehl für die Häftlinge, in ihren Zellen zu verschwinden, damit die Zählung durchgeführt werden könne. Langfeld kam zum Tisch und setzte sich. Er hatte die Erlaubnis, für die Dauer des Gesprächs im Sprechraum zu bleiben.

»Wissen Sie was«, sagte er und lächelte plötzlich, »vielleicht halte ich Ihr Buch vor Ihnen in der Hand. Könnte ja sein«, sagte er, und es schien, als habe dieses kurze Gefühl der Überlegenheit ihn etwas gelockert. Er arbeite nämlich seit einigen Monaten in der Buchbinderei. Diese Handarbeit sei zwar für einen, der aus der Verwaltung käme, zunächst schwierig gewesen, denn wenn einer zwei linke Hände habe – er hob die gespreizten Hände und dreht sie ein paarmal hin und her – , dann sei der Anfang nicht ganz leicht. »Aber jetzt bin ich zufrieden. Der Arbeitsplatz ist gut.«

Mit dem Einarbeiten allerdings müsse er sich beeilen. Die beiden Vorarbeiter kämen im April in Freiheit. In drei Monaten müsse er dann selbst Vorarbeiter sein. »Das schaff ich schon. Das werde ich schaffen.« In anderen Arbeitsbereichen müsse man hier in der Regel jedes halbe Jahr den Betrieb wechseln. In der Buchbinderei aber könne man schon mal sieben, acht Jahre bleiben. »Gerade in der Buchbinderei wollen sie keine Kurzstraffer haben. Da wollen sie die Lebenslänglichen.«

Unvermittelt schaute Langfeld mich an und dämpfte die Stimme, als käme jetzt ein Geheimnis zur Sprache. »Vielleicht kommt Robert auch hierher. Bis zu meiner Verlegung waren wir im gleichen Knast, haben die gleiche Deliktproblematik. Wir waren in derselben Therapiegruppe und, sooft es ging, zusammen. Die Mitgefangenen machten sich schon lustig: ›Ach, da kommt das Ehepaar wieder.«

Wenn Robert nun irgendwann hierherkäme, könnten wir beide in der Buchbinderei arbeiten und in zwei Jahren vielleicht nach Haus 5 verlegt werden. Dort sieht es nämlich besser aus, nicht ganz so hässlich wie hier – das haben Sie vielleicht gesehen. Eine gewisse Ordnung und Sauberkeit herrscht dort. Ich habe in der Finanzverwaltung gearbeitet, da können Sie

sich vorstellen, in welch bürgerlichen Bahnen mein Leben verlaufen ist. Da gehörten Ordnung und Sauberkeit unbedingt dazu.«

Er lehnte sich zurück und schlug die Beine übereinander. »Ich habe mir damals meinen Beruf aussuchen können. Und weil ich die Ausbildung mit sehr gut abgeschlossen hatte, durfte ich wählen, in welcher Abteilung ich arbeiten wollte. Ich entschied mich für die Vollstreckungsstelle.

Ja, lächeln Sie nur, es steckt ja durchaus eine ironische Komponente darin: Am Vollstreckungsbeamten Langfeld wird nun selbst vollstreckt. Auf eingreifendere Weise allerdings als durch eine Konto- oder Autopfändung. 28 Jahre lang war ich Vollzieher im Außendienst. Da kommen Sie mit allen Gesellschaftsschichten in Berührung, vom bekannten Anwalt bis zum Bordellbesitzer und Hartz-IV-Empfänger. Und obwohl es bei den Vollziehern heißt: Je höher die Beträge, desto gewisser bleibt die Forderung uneinbringlich, habe ich doch einmal einen Auftrag über zweihunderttausend Euro eingetrieben. Das waren Architekten, und die Frau sagte: Wir haben einen Investor, und wir kriegen das Geld. Und niemand wollte das glauben, aber ich gab ihnen eine Chance, und nach zwei Monaten kam die Frau und hat einen Scheck gezückt. Und der war gedeckt.«

Er habe nur selten den guten Onkel gegeben. Denn so gut wie jeder verspräche die Zahlung. Zu 95 Prozent würden solche Versprechen aber nicht eingehalten, und dann stünde man da wie ein Idiot.

»Sie meinen, es sei emotional anstrengend gewesen? Nein, das ist wie bei den Beamten hier. Sie stumpfen ab.«

Er habe diesen Beruf gern gemacht. Nur die letzten sieben Jahre war der Außendienst mehr und mehr abgebaut worden, und schließlich habe er in den Innendienst gemusst. Langfeld

blies die Wangen auf, als wollte er zurückhalten, was jetzt gesagt werden musste.

»Das ging ganz schön ans Selbstbewusstsein. Und es hat mir niemand erklärt, weshalb gerade ich versetzt wurde. Und ich hab mich auch nicht getraut zu fragen.«

Langfeld war am Rand der Stadt aufgewachsen. Ein Einzelkind in bescheidenen, aber gesicherten Verhältnissen. Der Vater Bauschlosser, die Mutter Hausfrau. Seine Kindheit sei höchst unspektakulär gewesen. Eine Art geborgener Langeweile. Das, was ihm Spaß gemacht habe, war den Eltern nichts wert. Fußballspielen war seine Leidenschaft. Das bringe nur dreckige Klamotten, habe die Mutter gesagt. Besser er ginge in den Schwimmverein. Aber sie ließen ihn Fußball spielen, haben, was er wollte, nicht untersagt. Noch heute, sagte Langfeld, kränke es ihn aber, dass der Vater nur zweimal beim Fußballspiel zugeschaut habe. Er sei ein ausgezeichneter Sportler gewesen, aber die Eltern hätten ihn da nicht gefördert. Tennisspielen, Skifahren, das hatte er erst viel später gelernt, mit Anfang zwanzig. Und oft habe er gesagt, nur so zum Spaß, man müsse die Eltern auf entgangene Weltcuppunkte verklagen. Denn hätte er mit fünf, sechs Jahren angefangen, würde er jetzt fahren wie ein junger Gott. Aber schließlich habe ja alles auch so noch ganz gut geklappt. Er sei ein guter Skifahrer geworden und ein guter Tennisspieler.

»Mein Tennisverein ist übrigens gleich hier«, er zeigte die Richtung an. »Vierhundert Meter hinter der Mauer. Dort hab ich meine Frau kennengelernt.«

Seine Erziehung, sagte Langfeld, sei ohne Druck verlaufen. Freilich auch ohne Empfehlungen. Nie hätten die Eltern Vorschläge gemacht. Veränderungen seien ihnen verhasst gewesen.